

STEFANIE
LONDON

Ein Dackel trägt Prada

ROMAN



HarperCollins

Zum Buch

Reich, unnahbar, der Einsiedler von Manhattan – das sind die Worte, mit denen die Klatschpresse gerne über Theo Garrison schreibt. Doch er hat gute Gründe, sich von der Öffentlichkeit und überhaupt von Menschen fernzuhalten. Schließlich waren es Paparazzi, die schuld an jenem schrecklichen Unfall waren, der seine Eltern das Leben kostete und seine Kindheit viel zu früh beendete. Doch dann begegnet er Isla, und sie ist so anders als all die Menschen, die er je kennengelernt hat. Auch sie muss kämpfen, um das Leben zu führen, das sie sich wünscht, und doch fällt es ihr so leicht, das Positive in den Dingen zu sehen und die Kleinigkeiten zu genießen, die es ihr schenkt. Ohne es zu wollen, beginnen die Schutzmauern zu bröckeln, die Theo um sein Herz errichtet hat. Doch kann er Isla wirklich vertrauen, oder wird er nur erneut enttäuscht werden?

Zur Autorin

Stefanie London stammt ursprünglich aus Australien. Mittlerweile lebt sie allerdings mit ihrem ganz eigenen Helden in Toronto und liebt es, die Welt zu bereisen. Bei jeder Gelegenheit frönt sie ihrer Leidenschaft für Lippenstift, guten Kaffee, Bücher und alles, was mit Zombies zu tun hat.

Stefanie London

Ein Dackel trägt Prada

Roman

Aus dem Englischen von
Claudia Geng

HarperCollins

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
The Dachshund wears Prada bei HQN Books, Toronto

© 2022 by Stefanie Little
Deutsche Erstausgabe
© 2022 für die deutschsprachige Ausgabe
by HarperCollins in der
Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH, Hamburg
Covergestaltung von bürosüd, München
Coverabbildung von dibrova, Photobyphilip, ImageFlow,
detchana wangkheeree, Jareerat / Shutterstock
E-Book-Produktion von GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN E-Book 9783749903801
www.harpercollins.de

Für all die Hunde, die einen besonderen Platz in meinem
Herzen eingenommen haben:
Jasmine, Cici, Zorro, Lady, Maggie und Harry

KAPITEL 1

Theo Garrison hatte sich in seinem ganzen Leben noch nie so unwohl in einem Anzug gefühlt, und das wollte etwas heißen – hatte doch eine Exfreundin ihn einmal gefragt, ob er in einem Dreiteiler den Mutterleib verlassen habe. Aber heute fühlte sich sein typisches Outfit an, als würde es ihm die Luft abschnüren. Dabei handelte es sich um eine perfekte Maßanfertigung. Er steckte einen Finger in seinen Hemdkragen und zerrte verzweifelt daran, um sich Erleichterung zu verschaffen. Aber die blieb aus.

Vielleicht lag es überhaupt nicht an dem Anzug.

Vielleicht lag es daran, dass er von zweihundert Menschen umgeben war. *Zu* viele Menschen für so einen Anlass. Theo mied große Zusammenkünfte tunlichst. Aber heute nicht. Heute war er hier, um seiner Großmutter die letzte Ehre zu erweisen, und sie verzichtete nie auf ein Publikum.

Nicht einmal nach ihrem Tod.

Er zerrte wieder an seinem Hemdkragen. Die Sonne brannte erbarmungslos vom Himmel, und seine Haut juckte vor Unbehagen, während der Pfarrer über das Leben von Theos Großmutter sprach. Die neugierigen Blicke machten Theo nervös. Er hasste es, beobachtet zu werden. Hasste es, dass die Leute ihn anstarrten wie ein Reptil in einem Terrarium, an dessen Scheibe sie klopfen, um zu sehen, wie es reagierte. Zum Glück stand Etna Francois-Garrison heute im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, was zweifellos ihre Absicht gewesen war.

Warum sonst hätte sie entschieden, in einem Ballkleid von Valentino beerdigt zu werden?

Der Sarg – inzwischen geschlossen nach der offenen Aufbahrung am frühen Morgen – war schneeweiß, ausgeschlagen mit blassrosa Seide und bestückt mit funkelnden Steinen, bei denen es sich garantiert um echte Diamanten handelte. Als Bevollmächtigter des Nachlasses seiner Großmutter hatte Theo offen gesagt kaum einen Blick auf ihre Liste von Wünschen geworfen und alles einfach abgenickt. Was immer sie wollte, sollte sie bekommen. Keine Bitte war zu unverschämt. Es war das letzte Mal, dass er sie verwöhnen konnte. Das letzte Mal, um ihr zu zeigen, wie wichtig sie ihm war.

Immerhin hatte sie ihn zu sich genommen, als seine Eltern gestorben waren und er im zarten Alter von zehn Jahren als Vollwaise zurückgeblieben war. Sie war seine Mutter gewesen, sein Vater, seine Großmutter, seine Vertraute. Seine ganze Familie. Nur sie war fähig gewesen, so viele Rollen auszufüllen, und selbst damit war ihre Persönlichkeit noch nicht erschöpft.

Theo schluckte. In seiner Kehle hatte sich ein harter Kloß festgesetzt, und in seiner Brust klaffte ein großes Loch, umtost von einem Gefühl des Verlusts. Aber er hielt sich aufrecht, die Schultern gerade und leicht nach hinten gebogen, die Augen fest auf einen Punkt vor sich geheftet.

»Wenn die Familie nun bitte vortreten würde, um der Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen«, sagte der Pfarrer und deutete auf Theo.

Die Familie. Das war ein Begriff, der sich auf mehrere bezog. Aber er war der Einzige, der sich rührte. Das war's, die gesamte Familie Garrison auf eine Person reduziert. Eine Institution in Manhattan, die am seidenen Faden hing.

Theo stellte sich zum Pfarrer, neben dem ein kleiner tragbarer Tisch stand, beladen mit einem Berg von Rosen. Keine roten, weil seine Großmutter Klischees verabscheute. Keine weißen oder gelben, weil die zu traurig wirkten. Es

waren pinkfarbene, in einem so kräftigen Ton, dass sie geradezu künstlich aussahen. Theo nahm sich eine und bemerkte, dass die Dornen gewissenhaft entfernt worden waren. Er rieb mit dem Daumen über eine raue grüne Stelle am Stiel, wo die scharfe Spitze gekappt war.

»Leb wohl, Gram«, sagte er und warf die Rose in die offene Grube, in die der Sarg hinuntergelassen worden war. Sie landete mit einem sanften Geräusch auf dem geschlossenen weißen Deckel. »Grüß die anderen von mir.«

Er nahm sich die nächste Rose und dann noch eine, warf eine für jeden, der jetzt an seiner Seite hätten stehen sollen – seine Mutter, seinen Vater, seinen Großvater; alle zu früh gegangen. Alle gestorben, bevor sie ein ganzes Leben gelebt hatten.

Theo trat von der Grabstelle zurück, froh darüber, dass er daran gedacht hatte, eine Sonnenbrille aufzusetzen. Er schirmte sich gerne von der Außenwelt ab, und im Moment brauchte er mehr denn je einen Schutzschild.

Als die Zeremonie zu Ende war, kamen die Leute zu ihm, um ihm zu kondolieren. Seine Hand wurde wieder und wieder gedrückt, seine Wangen wurden geküsst mit flüchtigen, parfümierten Berührungen. Theo hatte in der Menge viele vertraute Gesichter entdeckt. Die Trauergesellschaft war ein Who's who der New Yorker High Society – Modezaren, politische Amtsträger, Finanzaristokraten –, genau wie seine extrovertierte, aufmerksamkeitsliebende Großmutter es sich gewünscht hätte.

Es war nicht von Bedeutung, dass er sich lieber allein von ihr verabschiedet hätte. Heute ging es um sie. Er atmete tief durch und vergrub seine Hände in den Hosentaschen, während er wartete, dass die Trauergemeinde sich auflöste.

»Sie war eine großartige Frau«, sagte Pfarrer Ahern und kam zu ihm herüber, um ihm tröstend eine Hand auf die

Schulter zu legen. »Unvergleichlich. Wirklich einzigartig.«

»Ich weiß.« Theo nickte.

»Sie hat jeden Sonntag meinen Gottesdienst besucht und sich immer in die erste Reihe gesetzt. Niemand hat es gewagt, ihren Platz einzunehmen, selbst wenn sie zu spät kam.« Der ältere Mann lachte leise und faltete die Hände vor seinem Talar. »Ein einziges Mal war ihre Bank tatsächlich von ein paar Jugendlichen besetzt, die sie prompt mit ihrer Handtasche verscheuchte. Als würde sie eine Schar Möwen verjagen. Danach hat es nie wieder jemand versucht.«

Theo schmunzelte. Er konnte es sich problemlos vorstellen. So war sie gewesen – eine Frau, die sich von niemandem auf der Nase herumtanzen ließ. Eine Autorität, selbst damals schon, als Frauen noch wenig zu melden hatten. Und zuletzt eine große Kämpfernatur, als sie sich bis zum letzten Atemzug gegen ihre Krankheit aufgelehnt hatte.

»Sie haben sie nie in die Messe begleitet«, bemerkte Pfarrer Ahern.

»Ich mag keine Menschenansammlungen.«

»Sie sollten es sich eher wie eine Gemeinschaft vorstellen.«

Theo beobachtete, wie die letzten Trauergäste zu den Limousinen gingen, die den Weg säumten, der sich durch den Friedhof schlängelte. Ein Stück weiter hinten stand die Pressemeute, in Schach gehalten von bulligen Bodyguards, die er eigens für heute engagiert hatte. Die Geier lauerten mit gezückten Kameras, was Theo in seiner Überzeugung bestärkte, dass es eine einzige Sache auf der Welt gab, die sich noch besser verkaufte als Sex.

Trauer.

»Ich mag auch Gemeinschaften nicht wirklich«, antwortete er dem Pfarrer.

Das war noch milde ausgedrückt. Abgesehen von heute konnte er sich nicht erinnern, wann er das letzte Mal mit

mehr als drei Leuten in einem Raum gewesen war – außerhalb der Arbeit. Und das war kein Zufall.

Pfarrer Ahern runzelte die Stirn. »Ich weiß, es muss schwer gewesen sein, Ihre Eltern auf so eine Art zu verlieren.«

»Das ist schon lange her.« Und trotzdem schreckte er jetzt noch, ein Vierteljahrhundert später, nachts aus seinen Albträumen hoch. Er würde die Bilder niemals aus dem Kopf bekommen – der zerstörte Wagen, die blutbespritzten Scheiben. Der Unfall beherrschte damals sämtliche Schlagzeilen, und die Leute reagierten schockiert, als hätte niemand es kommen gesehen.

Beliebter Hollywood-Star und New Yorker Verlagsfürst tödlich verunglückt.

Theos Herz krampfte sich zusammen. Seine Mutter und sein Vater hatten es durchaus kommen gesehen. Sie hatten Vorsichtsmaßnahmen getroffen, um die Paparazzi mit ihrem zunehmend aufdringlichen, aggressiven Verhalten zu meiden. Zweitfahrzeuge zur Ablenkung, unübliche Strecken, Ausweichmanöver ... frontal gegen einen Brückenpfeiler.

Darum ja, Theo hatte ein Problem mit der Presse. Er hatte auch ein Problem mit Leuten, die ihre Nase in sein Privatleben steckten. Er unterband das, indem er sich abschottete. Es war nichts Persönliches. Eine reine Schutzmaßnahme.

»Es ist okay, zu trauern«, sagte der Pfarrer. »Gott gab uns nicht ohne Grund Gefühle, und Trauer ist etwas ganz Natürliches.«

Bevor er weiterreden konnte, erschien Frank Ferretti vor ihnen. Frank war ganz in Schwarz gekleidet, wie es sich für eine Beerdigung gehörte – aber auch sonst entsprach diese Farbe dem Stil des älteren italienischen Mannes. Frank war ein langjähriger Freund der Familie, ursprünglich der

Leibwächter von Theos Mutter und danach die rechte Hand und Vertrauensperson seiner Großmutter gewesen.

»Bereit?«, fragte Frank. »Ein Wagen wartet auf dich.«

Theo gab dem Pfarrer die Hand. »Ich danke Euch, Pater. Es war eine wundervolle Trauerfeier. Ihr habt ihrem Andenken alle Ehre erwiesen.«

»Falls Sie Ihre Meinung über Gemeinschaften ändern, würde ich mich sehr freuen, Sie als Teil der unseren zu begrüßen.«

Theo nickte, obwohl er genau wusste, dass er seine Meinung nicht ändern würde. Schon als Kind hatte er alle Aufmerksamkeit auf sich gezogen, wo immer er hingegangen war. Heute war das nicht anders. Und auch in Zukunft würde es nicht anders sein. Es würde sich nie etwas daran ändern, bis er derjenige war, der in einem Sarg unter der Erde lag.

Es war einfacher, wenn er für sich blieb.

»Hier entlang.« Frank führte Theo fort von der Familiengrabstätte, wo seine Großmutter neben ihrem Mann und Theos Eltern zur letzten Ruhe gebettet worden war. Die beiden Männer hielten sich abseits vom Hauptweg, überquerten einen gepflegten Grünbereich und schlüpfen durch ein Loch in einer Hecke. Die Sonne schien warm auf Theos Nacken und Schultern. Sie erinnerte ihn daran, dass die Welt sich selbst an seinen dunkelsten Tagen immer weiterdrehte.

Hinter ihnen ertönten die verärgerten Rufe der Sensationsreporter, die erkannt hatten, dass ihnen ihr Knüller durch die Lappen ging. Frank und Theo rannten zu der wartenden Limousine und stiegen ein, als bereits die ersten Fotografen hinter ihnen durch die Hecke kamen. Blitzlichter gingen los, während sie Gas gaben, was Theo dazu veranlasste, den Türgriff zu umklammern.

Normalerweise hatten seine Fahrer die strikte Anweisung, niemals schnell zu fahren. Aber das hier waren keine normalen Umstände. Die Limousine steuerte auf den Haupteingang von Green-Wood zu, und schon kurz darauf ließen sie Brooklyn im Rückspiegel hinter sich und überquerten die Brücke nach Manhattan. Zum Glück war es ihnen offenbar gelungen, die Presse abzuschütteln. Auch wenn das Theo nicht davon abhielt, immer wieder einen Blick nach hinten zu werfen.

Er hatte Übung darin, über seine Schulter zu blicken.

»Die machen diesen Quatsch bloß, weil du darauf bestehst, so ein Rätsel zu sein«, murmelte Frank. »Je weniger du von dir preisgibst, umso verzweifelter sind sie auf Informationen aus.«

»Lass sie verzweifeln. Ich habe nicht die Absicht, denen auch nur ein einziges verdammt Detail zu liefern.«

Frank stieß ein heiseres Lachen aus. Er hatte eine Stimme, die rau wie Krokodilhaut war. »Weißt du, ich habe neulich einen Artikel über dich gelesen.«

»Ach ja?« Theo zog eine Augenbraue hoch. »Haben die wieder den alten Mist von früher aufgewärmt? Denn von mir haben sie ganz bestimmt nichts Neues bekommen, über das sie schreiben können.«

»Die nennen dich den Einsiedler der Fifth Avenue.«

»Das klingt doch ganz gut.« Er sah Frank an. »Mir gefiel auch ›Der mysteriöseste Mann von Manhattan‹. Die machen aus mir noch eine Stadtlegende.«

»Lass dir das bloß nicht zu Kopf steigen.«

»Niemals.« Theo beobachtete, wie Manhattan langsam an ihnen vorbeirollte. Es gab Zeiten, in denen sich dieser Ort wie ein Schuhkarton anfühlte, was für jeden normalen Menschen bestimmt lächerlich klang. Aber etwas an der Art, wie die Wolkenkratzer in den Himmel emporragten,

erinnerte Theo an die Gitterstäbe eines Käfigs. »Sie wird mir wirklich fehlen.«

»Ich weiß.« Frank legte eine schwere Hand auf Theos Schulter. »Mir auch.«

Die Limousine setzte ihren Weg durch die Stadt fort, und als sie sich der Upper East Side näherten, lehnte Theo seinen Kopf gegen die Lederstütze. Die Last der letzten paar Wochen brach über ihm zusammen und löste ein Gefühl der Erschöpfung und der Endgültigkeit aus, das bis tief in seine Knochen drang.

Nun war es vorbei. Sie war wirklich fort.

»Es wird nicht lange dauern, die letzten Kleinigkeiten durchzugehen«, versprach Frank, als würde er Theos Gedanken lesen. »Ich habe in einer Schublade noch mehr alte Fotos und ein paar Briefe gefunden. Ich dachte, du willst sie vielleicht haben.«

»Ehrlich gesagt, ich bin erledigt. Ich werde morgen nach der Arbeit vorbeikommen, um den Rest durchzuschauen.«

»Sicher, aber du musst trotzdem den Hund holen.«

Theos Kopf fuhr ruckartig zu seinem Sitznachbarn herum. Der Schlafmangel setzte ihm offenbar stärker zu, als ihm bewusst war. »Den Hund?«

»Ja, den Hund.« Frank sah ihn an, als wäre Theo ein zweiter Kopf gewachsen oder als würde er plötzlich Elbisch sprechen. »Camilla? Du weißt schon, der kleine fluffige Torpedo mit dem Gemüt eines angriffslustigen Säufers während einer Kneipenschlägerei. Rasiermesserscharfe Zähne. Unsichtbare Hörner und ein Teufelsschwanz ... Klingelt da was bei dir?«

»Ist mir ein Begriff«, sagte Theo und schauderte. Der Hund seiner Großmutter war für sein schlechtes Benehmen genauso bekannt wie Theo für seine Zurückgezogenheit. »Aber warum muss ich ihn holen?«

Frank sah ihn noch immer mit diesem Blick an. Der Blick, der ausdrückte, dass er zwar sehen konnte, dass Theos Lippen sich bewegten, er aber kein Wort von dem verstand, was herauskam.

»Weil«, erwiderte der ältere Mann und dehnte das Wort, als würde er mit einem kleinen Kind sprechen, »du nun der stolze Besitzer einer verwöhnten kleinen Ausgeburt der Hölle bist.«

»Was?« Theo blinzelte ungläubig und schüttelte seinen Kopf. »Seit wann?«

»Seit du die ganzen Unterlagen für den Nachlass unterschrieben hast. Du erinnerst dich, die Notare sind mit dir das Testament deiner Großmutter durchgegangen und die ganzen Spenden, die sie machen wollte, und ...«

»Ja, ja.« Theo winkte ab. »Ich erinnere mich an dieses Meeting. Aber ich erinnere mich *nicht*, dass von dem Hund die Rede war.«

Fairerweise musste man sagen, dass er an jenem Tag wie in Trance gewesen war. Seine Großmutter hatte ihr Testament kurz vor ihrem Tod ändern lassen, da Theo darauf bestand, dass sie einen guten Teil ihres Vermögens den gemeinnützigen Organisationen vermachte, die sie unterstützte. Er war selbst vermögend, er brauchte ihr Geld nicht. Aber es war ihm schwergefallen, sich bei dem Notartermin zu konzentrieren, da die Trauer ihn bereits lähmte, als es mit seiner Großmutter erkennbar zu Ende ging. Es hatte sich angefühlt, als wäre sein Verstand von einem dichten Nebel umhüllt, und alles, woran er sich wirklich erinnern konnte, war, dass er wieder und wieder und wieder »Ja, natürlich« gesagt hatte.

Aber auch dazu, diesen kleinen Höllenhund zu übernehmen? Daran würde er sich doch sicher erinnern.

»Er stand auf der Liste der Erbstücke, die in der Familie bleiben sollen.« Frank rieb sich über das Kinn.

»Erbstücke?« Theo sog die Luft durch seine Zähne. »Willst du mich verarschen? Erbstücke sind so Dinge wie antike Uhren und Familienalben und gottverdammte bestickte Tischdecken. Aber keine Haustiere.«

Und ganz sicher nicht *dieses* Haustier. Erbstück, so ein Quatsch.

»Er stand auf der Liste«, beharrte Frank. »Machst du es dir neuerdings zur Gewohnheit, Papiere zu unterschreiben, ohne das Kleingedruckte zu lesen? Dein Großvater hätte dazu einiges zu sagen gehabt.«

Nein, Theo unterschrieb grundsätzlich nichts, ohne vorher den Inhalt sorgfältig zu studieren. Aber es waren außergewöhnliche Umstände gewesen – er hatte seiner Großmutter nichts abschlagen wollen, bevor sie diese Erde verließ. Er hatte sie in ihren letzten Tagen so glücklich und entspannt und geachtet wie möglich wissen wollen. Er hatte ein letztes Mal der perfekte Enkelsohn sein wollen. Trotzdem hätte er verdammt noch mal merken müssen, dass sie versuchte, ihm dieses schreckliche Tier unterzujubeln, selbst mit seinem benebelten Verstand.

Aber sie hatte Theo gegenüber nie ein Wort darüber verloren.

Was bedeutete, dass seine liebe und gleichzeitig raffinierte Großmutter ihren verwöhnten Köter absichtlich im Kleingedruckten versteckt hatte, damit Theo ihn übersah. Denn bei allem Bestreben, sie glücklich zu machen, diesem Wunsch hätte er niemals zugestimmt. Nie und nimmer.

Theos Leben lief reibungslos, weil er strikte Regeln einhielt:

1. Keine Interviews
2. Keine Überraschungen
3. Keine Beziehungen
4. Keine Ausnahmen

Der letzte Punkt auf der Liste war ganz besonders wichtig. Was ihn vor ein Problem stellte. Ein übellauniges Problem mit vier Beinen und glänzendem Fell.

»Ich kann das nicht glauben«, sagte Theo und schüttelte den Kopf.

Frank seufzte. »Lass uns sehen, was passiert, wenn wir bei ihr ankommen, okay?«

»Na schön.«

Als sie schließlich das elegante Stadthaus in der Upper East Side betraten, hatte Theo das Gefühl, als würde sein Kopf gleich explodieren. Das Haus war inzwischen fast leer geräumt, nachdem in der letzten Woche ein Heer von Mitarbeitern die beeindruckende Kunstsammlung und die ganzen antiken Einrichtungsgegenstände verpackt hatte. Die meisten Sachen gingen als Spenden an Museen oder in Versteigerungen für wohltätige Zwecke, während ein paar besondere Objekte per Testament an enge Freunde vergeben worden waren. Die umfangreiche Haute-Couture-Garderobe seiner Großmutter war für eine Ausstellung im Fashion Institute of Technology gelandet, und ihren Schmuck würde das Metropolitan Museum of Art bekommen.

Nun, alles bis auf ihren Ehering. Der lag sicher verstaubt in Theos Privatsafe, neben dem Ehering seiner Mutter; aus rein sentimental Gründen. Keiner von beiden würde jemals wieder den Finger einer Frau zieren.

Alles andere war genau sortiert und dokumentiert. Ordentlich beschriftete Kartons waren nach Empfänger gestapelt. Das Arbeitszimmer war abgeschlossen und wartete darauf, dass Theo sich ein letztes Mal darin umschaute, um sicherzustellen, dass nichts Wichtiges übersehen worden war.

Alles war nach Plan gelaufen ... bis jetzt.

Theos Schritte hallten durch den fast leeren Eingangsbereich, und das Geräusch wurde von der hohen

Decke zurückgeworfen. Ohne Etna wirkte das Haus innen hohl. Es war eine leere Hülle, ohne Leben, ohne Licht und ohne Freude.

»Sie sind früh dran!« Eine Frau kam aus dem Wohnzimmer. »Ich habe Sie erst in einer Stunde erwartet.«

Theo kannte die Frau nicht, aber Frank stellte sie ihm rasch vor. »Das ist Marcie. Sie hat sich in den letzten Wochen um Camilla gekümmert, seit deine Großmutter im Krankenhaus lag.«

»Mein aufrichtiges Beileid zu Ihrem Verlust.« Marcie senkte den Kopf. »Und es tut mir leid, dass ich darauf bestehen musste, Camilla heute abzugeben. Ich weiß, es ist ein schwieriger Zeitpunkt. Aber ich ... kann das nicht mehr.«

In diesem Moment, wie von einem Geräusch herbeigerufen, das kein menschliches Ohr hören konnte, vielleicht stammte es vom Teufel höchstpersönlich, erschien Camilla auf der Bildfläche. Die Dackeldame war nicht größer als ein Gartenzwerg und hatte kurze krumme Beine, die für einen watschelnden Gang sorgten. Dessen ungeachtet hätte man meinen können, die Königin von England hielt gerade Einzug.

Tatsächlich war Theo für einen Moment sicher, dass er Fanfaren gehört hatte, die ihre Ankunft verkündeten. Oder waren das einfach bloß Warnsirenen, die in seinem Kopf anschlugen?

Camillas langes champagnerfarbenes Fell war gebürstet und glänzte, und sie trug ein pinkes Halsband, an dessen Schlaufe vorn ein silbernes C baumelte. Auf den ersten Blick hätte man sie als niedlich bezeichnen können. Oder sogar als süß. Aber wer Camilla für ein lammfrommes Schoßhündchen hielt, das schmusen wollte und darum bettelte, am Bauch gekraut zu werden, täuschte sich gewaltig.

Oh nein, dieses kleine Biest war ein Diktator auf vier Beinen.

»Alles, was Sie benötigen, ist im Wohnzimmer«, sagte Marcie, und ihre Stimme kletterte eine Tonlage höher. »Ich habe in Camillas Tagesprogramm markiert, wie weit wir gekommen sind, und ich habe alle ihre Sachen zusammengepackt, damit Sie sie direkt mitnehmen können. In diesem Sinne, ich muss jetzt wirklich gehen. Also jetzt sofort.«

Und damit hastete Marcie davon, als hätte sie Angst, jemand könnte versuchen, sie aufzuhalten. Die Frau hatte offensichtlich einen Fluchtplan. Als die Haustür ins Schloss fiel und das Geräusch durch den Raum hallte, starrte Theo den Hund an.

Camilla starrte zurück.

»Tja, dann ...« Frank stieß ein Räuspern aus. »Was willst du tun? Ich kann im Tierheim anrufen und sie abholen lassen. Oder ich kann ein bisschen herumtelefonieren und schauen, ob jemand von Etnas Freunden bereit ist, sie zu nehmen.«

Camilla drehte ihren Kopf zu Frank, und Theo hätte schwören können, dass die Augen des Dackels sich vor Zorn verengten.

Im Grunde seines Herzens wusste er, dass er den Hund nicht abschieben konnte. Nicht sofort. Seine Großmutter war sein Ein und Alles gewesen, und auch wenn er sich bei diesem Punkt definitiv gewehrt hätte, als sie noch lebte – nun war das keine Option mehr. Was bedeutete, dass er nur zwei Möglichkeiten hatte: ihren Wunsch zu erfüllen oder nicht.

»Ich *weiß*, ich werde es bereuen«, sagte Theo mit einem Kopfschütteln. »Aber ich nehme sie mit zu mir.«

»Bist du sicher?«, fragte Frank und zog eine Grimasse. »Was spielt das jetzt noch für eine Rolle? Deine Großmutter

wird den Unterschied nicht merken.«

»Ja, aber ich schon.« Er seufzte. »Aus irgendeinem Grund wollte Gram offenbar, dass sie zu mir kommt.«

Beide Männer sahen auf den kleinen wurstförmigen Vierbeiner, und für einen Moment bewegte sich keiner von ihnen. Dann marschierte Camilla zu Theo hinüber, hob ihren Kopf zu ihm und starrte mit ihren dunklen Knopfaugen direkt in seine Seele, als würde sie ihm telepathisch übermitteln, wie sehr sie ihn verachtete. Warum hatte Theo das Gefühl, dass dies kein gutes Ende nehmen würde? Erst ein paar Sekunden später, als die Hundedame ins Wohnzimmer zurückstolzierte, ihre Nase und den Schwanz hoch erhoben, wurde Theo bewusst, dass sie auf seinen Schuh gepinkelt hatte.

KAPITEL 2

Hätte Isla Thompson geahnt, dass sie in die Mündung ihres Karriereendes starrte, hätte sie wahrscheinlich etwas anderes angezogen. High Heels waren für eine schnelle Flucht ungeeignet. Genauso Schlauchkleider und absurd kleine Handtaschen, die Tetris-Fähigkeiten auf professioneller Ebene erforderten, um alles darin unterzubringen.

Leider hatte sie alle drei gewählt.

»Und aus diesem Grund habe ich mich für Sahara Vanderkamp entschieden, um mich für die diesjährige Met Gala einzukleiden.« Amanda Harte, Disney-Prinzessin und Amerikas neuer Nachwuchsstar, richtete ihr typisches strahlendes Lächeln auf die winzige Kamera von Islas Handy. »Wir wollten das diesjährige Motto *Flora und Fauna: Mode in der Natur* ergründen, indem wir uns Inspirationen holten aus meiner Heimat in ...«

Isla schaltete innerlich ab, während ihre Klientin die Idee hinter dem Kleid erklärte. Die bauschige Monstrosität war eine netzhautversengende Kombination aus Tüll und Satin in leuchtendem Gold und Limettengrün, bestickt mit unzähligen Pailletten und Perlen. Wie hatte die Designerin es genannt? Eine Kreuzung aus kraftvoller Femininität und Avantgarde?

Avant-für'n-Arsch.

Das Kleid sah aus wie ein Kindergarten-Bastelprojekt, das schrecklich schiefgelaufen war. Aber Amanda hatte ja unbedingt aus der Masse der Fashion-Ikonen, Hollywood-

Prominenz und Macher der Modeindustrie hervorstechen wollen.

Und offenbar war Limettengrün die Farbe des Jahres, darum war Islas Meinung nebensächlich.

Sie überwachte ihr Handy und verfolgte die Interaktionen der Nutzer, die sich das Live-Video auf Instagram ansahen. Herzen sprudelten am Rand des Displays empor, und Kommentare scrollten über die rechte Seite, gespickt mit Emojis und »I love you, Amanda!«-Bekundungen. Natürlich gab es auch, wie bei jedem weiblichen Nachwuchsstar im Netz, anzügliche Kommentare, aber es gehörte zu Islas Aufgaben, Amanda davor abzuschildern.

»Das ist mein erstes Mal auf der Met Gala«, sagte Amanda lächelnd in die Kamera und brachte ihr Kleid zum Wogen in dem luxuriösen Hotelzimmer, das sie in Beschlag genommen hatten, einen Block entfernt vom Metropolitan Museum of Art. Im Hintergrund glitzerte Manhattan durch ein großes offenes Fenster, die perfekte Kulisse für dieses glamouröse Ereignis. »Tatsächlich bin ich ein wenig nervös ...«

Islas Kopf fuhr hoch. Sie hatten darüber gesprochen. Regel Nummer eins: vor der Kamera keine Nervosität zeigen. Aufstrebend, aufstrebend, aufstrebend – so lautete das Motto. Amanda sollte selbstbewusst und warmherzig rüberkommen, ein hohes Identifikationspotenzial ausstrahlen, aber nur bis zu einem bestimmten Punkt. Die Strategie war, sie so schön und talentiert erscheinen zu lassen, dass ihre Fans bloß *hoffen* konnten, ein Quäntchen von ihrem Erfolg zu erreichen.

Auch bekannt als die Taylor-Swift-Vermarktungsstrategie.

»Auf wen bist du heute Abend am meisten gespannt?«, fragte Isla, eine Aufforderung an ihre Klientin, über ihren neuesten prominenten Schwarm zu sprechen. Einen Schwarm zu haben, war gut; das ließ sie nahbarer wirken für

die Millionen von Fans, die sich einloggten, um sie zu sehen. Aber statt auf einen süßen Jungen in ihrem Mathekurs abzufahren, schwärmte Amanda für die hübschen Stars, deren Poster die Innenseite der Schulspinde ihrer Fans zierten. Da kam wieder dieser Begriff ins Spiel: aufstrebend!

Amandas Anspannung verwandelte sich in pure Teenager-Freude – gerötete Wangen, glänzende Augen und ein breites Lächeln. »Tom Holland natürlich. Wer steht nicht auf Spiderman?«

Die Kommentare zum Livestream explodierten, und Herzen fluteten das Display. Isla zeigte Amanda den erhobenen Daumen und bedeutete ihr, zum Schluss zu kommen. Sie hatten ungefähr noch zehn Minuten Zeit, bevor sie in den Privataufzug des Hotels steigen und nach unten fahren würden, wo am Hinterausgang eine Limousine auf sie wartete.

»Vielen lieben Dank fürs Zuschauen.« Amanda warf der Kamera eine Kussbande zu. »Ich liebe euch alle. Denkt daran, nächsten Monat startet *Rückkehr in den Himmel*, mein allererster Film, den ihr nicht verpassen solltet. Bis später auf dem roten Teppich!«

Isla tippte auf den Bildschirm, um die Übertragung zu beenden, aber ihr Handy hängte sich für einen Moment auf. Das WLAN in diesem Hotel war katastrophal. Wie konnten sie mitten in der Upper East Side einen derart miesen Empfang haben? Amanda winkte weiter in die Kamera, und ihr Blick flackerte zu Isla für ein Signal, dass sie sich entspannen konnte. Der Bildschirm wurde schwarz.

»Mist.« Isla wackelte an dem Gerät, das auf einem stabilen, kleinen Stativ befestigt war, und tippte wieder auf den Bildschirm. Amandas restliche Truppe stand schon parat, um der jungen Schauspielerin für ihr Debüt auf der Met Gala den letzten Schliff zu verpassen.

»Können wir einen Zahn zulegen?« Manny, Amandas Manager, klatschte in die Hände. »In fünf Minuten müssen wir los.«

»Noch einmal nachpudern.« Die Visagistin näherte sich Amanda mit einer Puderdose und einer plüschigen Quaste. »Sie glänzt total in dem hellen Licht.«

»Glänzt.« Amanda rollte mit den Augen. »Ich glänze nicht, ich *schwitze*. Überall.«

»Okay, okay«, murmelte Isla, während sie noch immer auf dem Display herumtippte. Ihr Handy streikte total. Nun ja, das bedeutete, dass sie das Video wahrscheinlich nicht auf Amandas Instagram-Profil abspeichern konnte, aber wenigstens war die Session gut gelaufen. »Mein Handy ist tot. Ich hänge es mal an meine Powerbank ...«

»Wir haben für so einen Scheiß keine Zeit mehr.« Manny tauchte vor ihr auf, und Islas Magen zog sich von seiner Raucherfahne zusammen. »Wir müssen Amanda runterschaffen. Jetzt.«

»Ich brauche noch einen Moment.« Amanda fächerte sich Luft zu. Das arme Mädchen war ganz blass im Gesicht, offenbar gingen die Nerven mit ihr durch. Heute war ein wichtiger Abend. Eine große Gelegenheit für sie, die Öffentlichkeit auf sich aufmerksam zu machen, kurz bevor ihr erster Film anlief.

»Wir hatten bei diesem Stream mehr Zuschauer als bei jedem anderen deiner Videos«, sagte Isla im Bemühen, Amandas Konzentration auf etwas Positives zu lenken. Das Mädchen musste heute Abend in Topform sein. Abgesehen von ihrem Kinofilm hatte sie vor Kurzem einen Vertrag mit einem bedeutenden Kosmetikhersteller abgeschlossen. Sie würde mit ihrem Gesicht die neue Produktserie für junge Haut bewerben, die demnächst auf den Markt kommen sollte.

Mit siebzehn stand sie an der Schwelle zu einer großen Karriere.

Aber das Internet konnte genauso grausam sein, wie es Bewunderung verteilte, und wenn Amanda heute Abend nicht lieferte ... tja, dann konnte sie als Meme enden. Und das wollte niemand.

»Die Fans finden, dass du wunderschön aussiehst«, fügte Isla hinzu.

»Ich sehe aus wie etwas, das von einer Katze ausgekotzt wurde.« Amandas Brust begann sich zu heben, sodass das enge Mieder ihres Kleids spannte. »Was soll dieser Fummel hier überhaupt darstellen? Ich hätte mich niemals für dieses potthässliche Teil entschieden, wenn ein anderer Designer mich ausgestattet hätte. Aber nein. Die heben sich alle für die Kardashians auf.«

Shit. Ihre Klientin stand kurz vor einer ausgewachsenen Panikattacke – Isla kannte die Zeichen gut. Amanda schwitzte schneller, als die Visagistin ihre Haut trocken tupfen konnte, und ihre Hände zuckten nutzlos an den Seiten. Würde sie in diesem Zustand rausgehen und jemand würde ein Foto von ihr machen ...

»Amanda, alles ist gut.« Isla wandte sich von ihrem Handy auf dem Stativ ab und ging zu ihr. »Die Met Gala ist *die* Veranstaltung, bei der man dick auftragen sollte. Das ist der ganze Sinn der Sache. Glaub mir, wenn du morgen wegen diesem umwerfenden Kleid auf Twitter trendest, wirst du froh sein.«

»Und wenn ich mich zum Gespött mache?« Amanda warf einen eisigen Blick zu ihrer Stylistin, die aussah, als würde sie gleich in Tränen ausbrechen. »Das hier ist meine einzige Chance. Oh Gott, was, wenn die Leute sich über mich lustig machen? Was, wenn ich auf der Worst-Dressed-Liste einer ekligen, pickligen Bloggerin lande?«

Denk nach, verdammt. Wir können im Moment keinen Teenager-Zusammenbruch gebrauchen.

»Ich kann das nicht.« Amanda schüttelte so heftig ihren Kopf, dass sich das sorgfältig festgesteckte Haarteil halb löste. Die Hairstylistin stieß einen spitzen Schrei aus, stürzte herbei und zwang den jungen Star, stillzuhalten, während sie ihr Kunstwerk reparierte.

»Alles wird gut«, sagte Isla in beruhigendem Ton. Sie sah zu Manny hinüber, aber der war mit seinem Handy beschäftigt und tippte mit zusammengezogenen Brauen auf seinem Display.

»Kann mir jemand einen Drink eingießen?«, sagte Amanda und presste eine Hand auf ihre Brust. »Ich muss meine Nerven beruhigen.«

Ach was, echt?

Isla warf einen Blick durch das Zimmer, und ihre Augen blieben an der geöffneten Champagnerflasche hängen, die in einem Eiskübel stand. Es kam ihr nicht richtig vor, einer Minderjährigen Alkohol zu geben. Obwohl Alkohol offenbar die geringste Sorge war, was die Nachwuchsstars in Hollywood betraf. Solange sie nicht gerade Koks von irgendeinem Toilettenwaschtisch zogen, war anscheinend alles okay.

Trotzdem ...

»Am, Baby, sieh mich an.« Isla berührte den Arm ihrer Klientin und ignorierte deren Bitte. »Du hast hier jede Menge Leute, die dich umwerfend finden. Wir würden dir bestimmt keinen Scheiß erzählen. Das weißt du, richtig?«

Amanda sah sie an, die blauen Augen weit aufgerissen und voller Tränen. Aber sie nickte. Isla hatte eine Chance, die Situation zu entschärfen. Viele Leute dachten, ihr Job würde sich darauf beschränken, die perfekten Hashtags zu finden, Werbeverträge zu organisieren und die ständig wechselnden Algorithmen von Facebook zu verstehen. Aber

bei einem jungen Star wie Amanda ging es auch um Unterstützung und Führung in einer furchtbar kritischen Öffentlichkeit.

»Lassen wir uns einen Augenblick Zeit«, schlug Isla vor und schenkte Manny einen bösen Blick, als er auf seine Uhr sah. Die Gala konnte ruhig noch ein paar Minuten warten. Außerdem dauerte der rote Teppich ewig bei solchen Events. »Um zu würdigen, was für ein großartiges Jahr vor dir liegt.«

Amanda griff nach einem Glas und der Flasche Dom Pérignon. »Gute Idee. Stoßen wir darauf an.«

»Vielleicht solltest du nicht ...« Isla sah hilfesuchend zu Manny, aber der telefonierte nun und entfernte sich von der Gruppe. Offenbar hatte sonst niemand Bedenken, dass Amanda Alkohol trank. Sah Isla das zu eng? Wahrscheinlich. »Aber nur ein bisschen, okay? Du willst ja nicht über den roten Teppich torkeln.«

Die prickelnde Flüssigkeit schwappte in das Glas und stieg in einer Bläschenwelle rasch empor, schäumte fast über den Rand.

»Auf mich«, sagte Amanda und erhob ihr Glas.

»Auf dich, eine Frau an der Schwelle zu einer sagenhaften Karriere. Wir stehen alle hinter dir«, erwiderte Isla. Amanda schien sich langsam wieder einzukriegen. »Zeig es denen, Superstar!«

Amanda trank einen kleinen Schluck. Augenblick, nein ... einen großen Schluck. Shit. Das Mädchen leerte das ganze Glas in einem Zug, als wäre es Wasser und draußen herrschten knapp vierzig Grad.

»Nicht übertreiben«, sagte Isla mit einem nervösen Lachen und nahm ihrer Klientin das Glas aus der Hand. Teenager. Sie hielten sich für unverwundbar.

Warte, bis du erst einmal sechszwanzig bist und jeder Hangover sich anfühlt wie eine ambitionierte Bongotruppe in deinem Kopf.

»Du schaffst das, okay?«, sagte Isla und schnappte sich Amandas mit Edelsteinen besetzte Handtasche und reichte sie ihr. »Zieh einfach dein Ding durch. Sei schön, lächle für die Kameras, und danach gehst du rein und genießt den Rest des Abends.«

Amanda atmete tief durch und nickte, und für einen ganz kurzen Augenblick dachte Isla, dass alles sich zum Guten wenden würde. Bis Amanda eine Hand vor ihren Mund presste und sich prompt erbrach. Die stückige Flüssigkeit spritzte auf ihr Designerkleid und den Boden, und im Zimmer hörte man ein kollektives Aufkeuchen, während die Umstehenden sich mit einem Sprung aus der Schusslinie brachten. Von dem säuerlichen Gestank drehte sich Isla der Magen um.

»Oh mein Gott.« Sie konnte ihre Klientin nur anstarren, mit offenem Mund und starr vor Schreck, während ihr Verstand rotierte wie dieser Strandball, der immer erschien, wenn ihr MacBook abstürzte.

Was zum Teufel sollten sie jetzt machen?

Amanda fing an zu weinen, und der ganze Raum brach in Panik aus. Das aufgeregte Stimmendurcheinander war nicht hilfreich, genauso wenig Mannys Frustschrei. Amanda weinte nur noch heftiger.

»Das kriegen wir wieder hin«, sagte Isla und ging in ihrem Kopf die Möglichkeiten durch. Ein ruiniertes Kleid konnte ausgetauscht, das Make-up ausgebessert werden. Wenn sie rasch handelten, war der Abend noch zu retten. »Mel, du hast ein Ersatzkleid dabei, richtig? Das pinke mit dem Rüschensaum. Ich werde unten anrufen, die sollen uns extra Handtücher bringen und ...«

Die Worte erstarben auf ihren Lippen, als sie ihr Handy aus dem Stativ nahm und das Display plötzlich zum Leben erwachte, putzmunter und voll funktionsfähig. Dieses Mal gab es keine Herzen. Nur einen unablässigen Strom von

Tränen lachenden Emojis und Ausrufungszeichen, weil Isla dieses kolossale Missgeschick versehentlich an mehr als eine Million Menschen gesendet hatte.

KAPITEL 3

Einen Monat später ...

Isla schleppte sich durch den Flur zu ihrer Wohnung, ihre High Heels baumelten von ihrer linken Hand. Normalerweise hätte sie es nicht riskiert, barfuß über einen öffentlichen Teppichboden zu gehen – schon gar nicht in einem Gebäude mit fragwürdigen Standards wie diesem hier. Aber nachdem sie sechs Blocks in den hübschen, hochhackigen Todesfallen zurückgelegt hatte, um nach Hause zu kommen, hatten ihre Füße offiziell den Geist aufgegeben.

Außerdem war Fußhygiene gerade ihr geringstes Problem. Nach einer weiteren Jobabsage – diese hier kam, noch bevor sie von ihrem Vorstellungsgespräch zu Hause war – gab es wichtigere Dinge, um die sie sich Gedanken machen musste.

Sie schloss die Tür zu ihrer Wohnung auf, trat ein, und ihre Mundwinkel zuckten bei dem vertrauten Anblick nach oben. Ihre kleine Schwester Dani stand an der provisorischen Ballettstange, die aus einer an der Wand befestigten Duschvorhangstange bestand, die sie im Ramschladen erstanden hatten. Sie trug einen schlichten schwarzen Gymnastikanzug und rosa Ballettstrümpfe, die am Knie ein Loch hatten. Ihre abgenutzten Spitzenschuhe waren an den Zehen ausgefranst, aber die Bänder, mit der größten Sorgfalt angenäht, waren neu und glänzten.

Klassische Musik schallte aus der Anlage, und Isla drückte auf die Pause-Taste. »Was habe ich dir gesagt zum Thema Ruhestörung und Nachbarn?«

Dani verharrte mitten im Plié. »Wenn du es tust, dann tu es richtig.«

»Das war bestimmt *nicht* das, was ich gesagt habe.« Isla musterte ihre Schwester und versuchte zu ignorieren, dass die Träger des Gymnastikanzugs in Danis Schultern schnitten. Er war inzwischen eindeutig eine Nummer zu klein, weil das Mädchen in die Höhe schoss wie Unkraut. Mit vierzehn hatte sie Isla größentechnisch bereits überholt.

»Oh, stimmt.« Dani grinste. »Das bezog sich auf die Hausaufgaben. Aber ehrlich gesagt, Ballett ist sogar noch wichtiger als Hausaufgaben, darum ...«

»Darauf können wir uns gerne einigen, wenn du mit deinen Pliés die Rechnungen bezahlen kannst.« Isla hängte ihren Schlüsselbund an den Haken neben der Tür und stellte dann ihre Tasche auf der Küchenanrichte ab.

»Ich arbeite daran.« Dani setzte ihre Aufwärmübungen fort, und ihre Spitzenschuhe machten ein klopfendes Geräusch auf den Holzdielen. »Wie war dein Tag?«

Urgh. Du meinst, wie waren die drei Dutzend schriftlichen Absagen und dieses letzte Vorstellungsgespräch, das eindeutig nur aus Neugierde vereinbart worden war, weil der Personalreferent direkt losgelacht hatte, nachdem ich den Raum verlassen hatte?

»Er war ... ganz gut«, antwortete sie ohne große Überzeugung.

In Wirklichkeit war er alles andere als gut gewesen. Wie hatte ihr ehemaliger Chef sie genannt? Oh, richtig: Instagram-Gift.

»Du hast mir mal gesagt, dass es besser ist, keine Antwort zu geben, als irgendeinen Stuss zu labern.« Dani senkte ihre Füße flach auf den Boden und runzelte die Stirn. »Was ist passiert?«

Was war *nicht* passiert?